



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Schlacht bei Dorking : Erinnerungen eines Freiwilligen. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

1 Goldgulden	=	100 Neukreuzer	=	20 Sgr.	2 Pf.	=	$70\frac{7}{12}$	südd. Kreuzer
$\frac{3}{4}$ "	=	75 "	=	15 "	$1\frac{1}{2}$ "	=	$52\frac{5}{16}$	" "
$\frac{1}{2}$ "	=	50 "	=	10 "	1 "	=	$35\frac{7}{24}$	" "
$\frac{1}{4}$ "	=	25 "	=	5 "	$0\frac{1}{2}$ "	=	$17\frac{31}{48}$	" "

Beide sind keine sehr bequemen Werthverhältnisse für das Publicum, die größere Einfachheit liegt aber ohne Frage auf Seiten des Goldthalers und nicht auf der des Goldguldens. Ändert sich das Werthverhältniß mittlerweile zwischen Gold und Silber auf dem Weltmarkte, so werden sich auch diese Scalen ändern. Dabei steht aber so viel fest, daß erstens die größere Wahrscheinlichkeit für ein weiteres Sinken des Silberpreises vorherrscht, eine Thatsache, welche Hr. Dr. Weibezahn schwerlich leugnen wird; zweitens, daß jedes fernere Sinken des Silberpreises in London nothwendig die Wirkung hervorbringen wird, einerseits den reellen Silberwerth des Goldthalers von 28 Sgr. mehr dem Betrage von 30 Sgr. des jetzigen Silberthalers zu nähern, andrerseits den reellen Silberwerth des Goldguldens (nach Herrn Dr. Weibezahn), welcher jetzt = 20 Sgr. $1\frac{4}{5}$ Pf. beträgt, mehr von den angestrebten 20 Sgr. zu entfernen.

Die einfachste Art und Weise, jede Schwierigkeit zu beseitigen, wenn man etwa die bisherigen Scheidemünzen auch bei der Goldwährung noch für eine Zeit lang benutzen wollte, wird darin bestehen, (gleich wie es geschehen, als die Conventionsmünze in Silber-Courant verändert wurde) gesetzlich zu bestimmen, daß der Goldthaler gleich 30 Sgr. = 100 Kr. sein solle, was je nach Umständen (wie dann Silber zu Gold stehen wird) wahrscheinlich eine Herabsetzung der Scheidemünze um 2—3 pct. bedingen würde, wodurch aber, eben weil es Scheidemünze ist, Niemand irgend erheblich geschädigt würde.

(Schluß folgt.)

Die Schlacht bei Dorking.

Erinnerungen eines Freiwilligen.

I.

Die Haltung, welche die englische Presse dem Aufschwung Deutschlands gegenüber gezeigt hat, ist mannichfadem Wechsel unterlegen gewesen. Namentlich war dies während des Krieges mit Frankreich der Fall. Anfangs meist uns zugeneigt, schwenkten die größern Blätter, soweit sie diese freundliche Empfindung vertreten hatten, nach Sedan bedenklich ein zu Vorschlägen, die gegen unser Interesse liefen, und immer begleitete auch ihr Wohlwollen sicht-

lich Neid auf unser mächtiges Emporkommen, Furcht vor unsrer bisher nicht geahnten Machtfülle, Mißverständniß unserer Absichten und der Wunsch, uns im Frieden nicht zu stark werden zu lassen. Die Ereignisse, die nach dem Abschluß des Versailler Präliminarfriedens in und bei Paris stattfanden, haben wieder eine Schwenkung zu unsern Gunsten veranlaßt, und im Allgemeinen haben wir uns jetzt über die Art, wie man in den Londoner Blättern unsre Beziehungen zu Frankreich und unsre innern Angelegenheiten bespricht, eben nicht zu beschweren. Unverkennbar sind die Sympathien der Mehrheit des englischen Volkes, die sich eine Zeit lang dem unterliegenden Frankreich zuwendeten, gegenwärtig auf unsrer Seite. Doch wird es zur Erhaltung und Stärkung dieser Geneigtheit noch geraume Zeit der Aufklärung über unsere Ziele und namentlich über die friedfertige, inagressive Natur der neuen deutschen Weltmacht bedürfen, die nur daran denkt, das Recht der Deutschen auf selbständige, ungestörte Entwicklung inmitten der Nachbarn zu wahren und fester zu gründen, nicht daran, über die Grenzen der Nationalität und des Bedürfnisses nach Sicherheit hinauszuwachsen, eines Bedürfnisses, welches der Frankfurter Frieden erfüllt hat. Diese Aufklärung ist, obwohl wiederholt und deutlich gegeben, in der That auch jetzt noch nöthig. Denn es ist That- sache, daß die öffentliche Meinung in England eine Zeit lang allen Ernstes an die Möglichkeit eines deutschen Angriffskrieges gedacht, und daß mancher wackre und sonst ganz gescheite Brite einen solchen sogar für wahrscheinlich gehalten hat. Ein Beispiel für das Vorhandensein derartiger wunderlicher Befürchtungen sahen wir erst noch in diesen Tagen und zwar in Gestalt eines Aufsatzes im Maiheft von „Blackwoods-Magazine,“ welches denselben — vermuthlich als besonders beachtenswerth — an die Spitze seiner übrigen Artikel stellte. Dieser Artikel ist so bezeichnend, daß wir ihn in Uebersetzung mittheilen, zumal er, abgesehen von den durchaus irrthümlichen Voraus- setzungen, die dem Verfasser Deutschland als kriegslustig und annexionsüchtig erscheinen lassen, und abgerechnet einige Uebertreibungen, welche auf dem Be- streben beruhen, dem Publikum Englands die beabsichtigte Militärreorgani- sation recht dringend und drastisch zu empfehlen, eine gute Anzahl Wahrheiten über englische Zustände enthält und in ungemein anziehender Manier ge- schrieben ist. Wir senden nur noch voraus, daß der Verfasser seine Gedanken und Wünsche in die Erzählung eines alten Herrn kleidet, der den Einbruch und Sieg der deutschen Invasionsarmee in England mit erlebt hat und nach einer Reihe von Jahren, etwa im dritten Decennium des zwanzigsten Jahrhunderts, wehmüthig seinen Enkeln darüber berichtet. Der Großvater sagt:

Ihr bittet mich, meine Enkel, euch etwas von meinem Antheil an den großen Ereignissen zu erzählen, die sich vor fünfzig Jahren vollzogen. Es ist

eine traurige Aufgabe, sich zu diesem bitteren Blatt in unsrer Geschichte zurückzuwenden, aber ihr könnt vielleicht in eurer neuen Heimath von der Rection Nutzen ziehen, welche es ertheilt. Für uns in England kam sie zu spät. Und doch waren wir reichlich gewarnt, wenn wir die Warnung nur benützt hätten. Die Gefahr kam über uns nicht ohne daß wir von ihr wußten. Sie brach zwar plötzlich über uns herein, aber ihr Heranziehen war uns klärllich genug angedeutet, um uns die Augen zu öffnen, wenn wir nicht blind sein wollten. Wir Engländer haben uns für die Demüthigung, die über unser Vaterland gebracht worden ist, selbst zu tadeln. Ehrwürdiges Greisenalter! Ehrloses Greisenalter, sage ich, wenn es einem entehrten Mannesalter folgt, wie das unsere gewesen ist. Ich erkläre selbst jetzt noch, ob schon fünfzig Jahre seitdem verflossen sind, ich kann kaum einem jungen Manne ins Gesicht sehen, wenn ich denke, daß ich einer von denen bin, in deren Jugend sich dieses Herunterkommen Alt-Englands vollzog — einer von denen, welche das Vertrauen verriethen, welches wir unbesleckt von unsern Vorfahren überkommen hatten.

Was für ein stolzes und glückliches Land war unser England vor fünfzig Jahren! Der Freihandel hatte länger als ein Jahrhundert gewirkt, und die Reichthümer, die er uns brachte, schienen kein Ende nehmen zu sollen. London wurde immer größer. Man konnte nicht rasch genug Häuser bauen für die reichen Leute, die in ihnen zu wohnen wünschten, für die Kaufleute, die das Geld verdienten und von allen Theilen der Welt kamen, um sich hier niederzulassen, für die Sachwalter und Doctoren und Ingenieure und andere und für die Handwerker, die ihren Antheil an dem Verdienst hatten. Die Straßen reichten hinunter bis nach Croydon und Wimbledon, deren sich mein Vater noch als völliger Dörfer erinnern konnte, und die Leute pflegten zu sagen, daß Kingston und Reigate bald mit London verbunden sein würden. Wir dachten, wir könnten in Ewigkeit so fortbauen und uns mehren. Zwar fehlte es auch damals gerade nicht an Armuth; die Leute, welche kein Geld hatten, vermehrten sich so rasch wie die Reichen, und der Pauperismus fing schon an, unbequem zu werden. Aber wenn die Steuern hoch waren, so gab's reichlich Geld, sie zu bezahlen, und was die sogenannten Mittelklassen betraf, so schien ihrem Wachsthum und Wohlstand keine Grenze gesteckt. Man hielt es in jenen Tagen für etwas ganz Selbstverständiges, ein Duzend Kinder in die Welt zu setzen; oder die Vorsehung, wie man zu sagen pflegte, schickte ihnen diese Zahl, und wenn sie die Töchter nicht immer unter die Haube bringen konnten, so wußten sie's doch zu machen, daß die Söhne versorgt wurden; denn es fand sich immer was Neues in den studirten Classen und in den Regierungskanzleien für sie, die fortwährend sich erweiterten. Außerdem konnte man damals junge Leute nach Indien, oder in die Armee,

oder auf die Flotte schicken, und selbst die Auswanderung war schon in jenen Tagen nichts Ungewöhnliches, wenn auch nicht die regelmäßige Sitte wie jetzt. Schullehrer wie die andern gelehrten Professionen machten ein vortreffliches Geschäft. Sie lehrten allerdings nicht sehr viel, aber über das ganze Land hin entstanden neue Schulen mit ihren vier-, fünfhundert Knaben.

Thoren, die wir waren! Wir dachten, all' dieser Reichtum und Wohlstand wäre uns von der Vorsehung beschieden und müßte uns immer zufließen. In unsrer Blindheit sahen wir nicht, daß wir nur eine große Werkstätte waren, welche die aus allen Weltgegenden kommenden Dinge verarbeitete, und daß, wenn andre Nationen aufhörten, uns ihre Rohstoffe zur Verarbeitung zu senden, wir sie nicht selbst erzeugen konnten. Zwar hatten wir in jenen Tagen den Vortheil billiger Kohlen und wohlfeilen Eisens, und hätten wir uns gehütet, das Feuerungsmaterial zu verwüsten, so würden wir länger damit gereicht haben. Aber schon damals waren Anzeichen da, daß Kohlen und Eisen bald in andern Ländern billiger sein würden, während in Betreff von Nahrungsstoffen und andern Dingen England nicht besser daran war, als es jetzt ist. Wir waren so reich einfach, weil andere Nationen in allen Theilen der Welt die Gewohnheit hatten, ihre Waaren uns zum Verkaufe oder zur Verarbeitung zu senden, und wir bildeten uns ein, dies werde ewige Dauer haben. Und die würde es vielleicht auch gehabt haben; wenn wir nur die rechten Wege, es zu wahren, eingeschlagen hätten; aber in unsrer Thorheit waren wir selbst zu sorglos, unser Wohlbefinden sicher zu stellen, und als der Strom des Handels sich einmal abgewandt hatte, wollte er nicht wiederkehren.

Und doch, wenn je ein Volk deutlich gewarnt war, so waren wir es. Waren wir das größte Handelsvolk, so waren unsre Nachbarn die erste Militärmacht in Europa. Sie trieben ebenfalls einen lebhaften Handel, bevor ihr alberner Communismus (von dem ihr hören werdet, wenn ihr älter seid) die Reichen zu Grunde gerichtet hatte, ohne den Armen zu nutzen; aber ihre kriegerische Kraft war es, worauf sie sich am meisten zu Gute thaten. Und mit Grund. Sie hatten in vergangenen Tagen die Russen und die Oestreicher und die Preußen geschlagen und bildeten sich ein, unbesiegbar zu sein. Sehr wohl erinnere ich mich der großen Heerschau, die Kaiser Napoleon in Paris während der Weltausstellung abhielt, und wie stolz er dreinschaute, als er den versammelten Königen und Fürsten seine glänzende Garde vorführte. Aber drei Jahr nachher war diese Kriegsmacht, die man so lange für die erste in Europa gehalten, schmachvoll geschlagen und die ganze Armee Kriegsgefangen. Solch eine Niederlage hatte die Weltgeschichte nie zuvor gesehen, und vor diesem Beweis der Thorheit derer, die nicht an die Möglichkeit einer Unterliegung glaubten, bloß weil es noch nicht vorgekommen, hätten

wir, so sollte man glauben, den Verstand haben sollen, uns die Lehre zu Herzen zu nehmen. Und das Land war wirklich eine Weile in Aufregung, und es erhob sich der Ruf nach Reorganisation der Armee und nach Verstärkung unsrer Vertheidigungsmittel gegen die ungeheure Macht zu plötzlichen Angriffen, welche, wie man sah, andre Nationen entwickeln konnten. Aber unsre Regierung war auf das Feldgeschrei: Verminderung der Ausgaben ins Amt gekommen und konnte es nicht über sich gewinnen, ihre Zusagen zurückzunehmen. Es gab überdies eine radicale Section in ihrer Partei, deren Stimmen durch Nachgiebigkeit gesichert werden mußten, und welche als Preis ihrer Unterstützung eine Reduction des Kriegswesens verlangte. Diese Partei verschrie stets die militärischen Einrichtungen als zu einer feststehenden Politik gehörig, die auf Verminderung des Einflusses von Krone und Aristokratie ausgehe. Sie begriffen nicht, daß die Zeiten sich gänzlich geändert hätten, daß die Krone in Wirklichkeit machtlos war, daß die Regierung lediglich vom Belieben des Parlaments lebte, und daß selbst die Parlamentsherrschaft schon anfang dem Pöbelwillen zu weichen. Jedenfalls war das Ministerium nur zu froh über diese Entschuldigung für das Aufgeben aller Hauptpunkte eines Plans, der ihm gar nicht ernstlich am Herzen lag. Die Flotte und der Kanal, sagten sie, bieten genügenden Schutz. So ließ man die Armee schwach und die Miliz und die Freiwilligen ungeübt wie zuvor, weil sie zu Uebungen aufzurufen „den Gewerbefleiß des Landes stören hieß.“ Wir hätten wahrlich etwas von dem Gewerbebetrieb dieser Tage aufgeben und dabei doch fleißiger sein können als heute. Aber warum euch eine Geschichte wiederholen, die ihr schon so oft gehört habt? Die Nation, wenn auch in unbehaglicher Stimmung, wurde durch das geheuchelte Sicherheitsgefühl ihrer Lenker irreführt, die Warnung, die Frankreichs Niederlage ertheilte, ließ man unbeachtet vorübergehen. Die Franzosen bauten auf ihr Heer und dessen Ruf, wir auf unsre Flotte, und in beiden Fällen war das Ergebnis dieses blinden Vertrauens Niederlage und zwar eine solche, wie sie unsere Väter in ihren härtesten Kämpfen nie geahnt hätten.

Ich brauche euch kaum zu erzählen, wie es zum Losbruch kam. Zuerst führte der Aufstand in Indien einen Theil unsrer kleinen Armee hinweg. Dann folgte die Verwicklung mit Amerika, welche seit Jahren gedroht hatte, und wir schickten zehntausend Mann zur Vertheidigung Canada's weg — eine Handvoll Leute, welche die wirklichen Vertheidigungsmittel jenes Landes nicht erheblich steigerten, aber zu einer unwiderstehlichen Verlockung der Amerikaner wurden, sie in Gefangene zu verwandeln, vorzüglich da sich unter dem Contingent drei Bataillone Garde befanden. So war die regelmäßige Armee zu Hause sogar kleiner als gewöhnlich, und fast die Hälfte davon befand sich in Irland, um den Einbruch der Fenier zurückzuschlagen, der dem

Vernehmen nach im Westen vorbereitet wurde. Noch schlimmer — obwohl ich nach dem spätern Verlauf der Dinge nicht weiß, ob es von Gewicht war — die Flotte war in der Fremde zerstreut: einige Schiffe, um Westindien zu bewachen, andere, um der Seeräuberei im Chinesischen Meere zu steuern, und ein großer Theil, um unsre Colonien an der nördlichen Stillen-Meerküste Amerika's zu beschützen, wo wir in unbegreiflicher Thorheit Besitzungen festzuhalten fortführen, die wir unmöglich vertheidigen konnten. Amerika war vor vierzig Jahren nicht die große Macht, die es jetzt ist, aber für uns war der Versuch, an seinen Küsten Gebiet zu bewahren, welches nur durch Umsegelung des Caps Horn zu erreichen war, gerade so abgeschmackt, als wenn Amerika den Versuch gemacht hätte, uns die Insel Man vor der Unabhängigkeit Irlands wegzunehmen. Wir sehen dieß jetzt alle deutlich, aber wir waren damals blind.

In dieser Zeit nun, während unsere Schiffe über die ganze Welt zerstreut waren und unser Bischofen Armee in Abtheilungen auseinandergerissen war, geschah es, daß der geheime Tractat (sic! welcher?) veröffentlicht und Holland und Dänemark annectirt wurden. Man sagt jetzt, daß wir den Wirren, die über uns kamen, entgangen sein würden, wenn wir uns wenigstens still verhalten hätten, bis unsre andern Verwickelungen beigelegt gewesen wären. Aber die Engländer waren stets umgestümes Volk, das ganze Land schäumte über vor Entrüstung, und die Regierung, von der Presse aufgestachelt und mit dem Strom schwimmend, erklärte den Krieg. Wir waren früher immer aus der Patsche herausgekommen, und wir glaubten, unser altes Glück würde uns auch dies Mal durchhelfen.

Nun gab's natürlich ein hastiges Drängen und Treiben im ganzen Lande. Nicht gerade, daß das Aufgebot der Armeereserven viel Bewegung verursacht hätte; denn ich denke, es waren deren nur etwa 5000, und eine gute Anzahl waren, als die Zeit kam, nicht zu finden. Aber es wurde im ganzen Lande mit einem fürchterlich hohen Handgelde geworben, da 50,000 Mann mehr für die Armee bewilligt worden waren. Dann ging eine Ballot-Bill für Vermehrung der Miliz um 55,000 Mann durch. Warum keine runde Zahl festgesetzt wurde, weiß ich nicht, aber der Premierminister sagte, daß dieß die genaue Quote wäre, die man brauche, um die Vertheidigung des Landes auf einen tüchtigen Fuß zu bringen. Dann das Schiffebauen, welches begann! Panzerschiffe, Depeschenboote, Kanonenboote, Monitors — jede Werste im Lande kriegte ihren Auftrag, und sie boten zehn Schilling Tagelohn für jeden, der eine Klammer einschlagen konnte. Wie ihr euch denken könnt, half das der Recrutirung nicht gerade auf die Strümpfe. Ich entsinne mich ferner, daß im Unterhause darüber gestritten wurde, ob Handwerker zur Loosung herangezogen werden sollten, da sie so sehr gebraucht würden, und ich glaube, sie

erlangten Befreiung. So kamen eine Menge Leute auf die Werkten und hätten wir statt ein paar Wochen etliche Jahre zur Vorbereitung gehabt, so würden wir vermuthlich recht gut gefahren sein.

Es war an einem Montag, wo die Kriegserklärung übergeben wurde, und in wenigen Stunden hatten wir unsern ersten Vorschmack von der Art der Vorbereitungen, welche der Feind für das Ereigniß getroffen hatte, das er eigentlich hervorgerufen, obwohl die Erklärung allerdings von uns ausgegangen war. Eine fromme Berufung auf den Gott der Schlachten, den wir geweckt haben sollten, wurde zurück telegraphirt, und von diesem Augenblick an war jede Verbindung mit dem Norden Europa's abgeschnitten. Unsere Gesandtschaften und Legationen mußten auf der Stelle einpacken, und es war, als ob wir plötzlich wieder in's Mittelalter versetzt wären. Das stumme Staunen, welches am nächsten Morgen in ganz London sichtbar war, als die Zeitungen leer an Nachrichten herauskamen und nur andeuteten, was geschehen war, war eins der auffallendsten Dinge in diesem Kriege voll Ueberraschungen. Aber alles war im Voraus arrangirt, und wir brauchten nicht überrascht zu sein; denn wir hatten dieselbe Macht erst wenige Monate zuvor im Verlauf weniger Tage eine halbe Million Kriegsgleute in Bewegung setzen sehen, um die größte Militärmacht Europa's zu besiegen, und zwar mit nicht mehr Lärm, als unser Kriegsministerium zu machen pflegte, wenn es der Verschiebung einer Brigade von Aldershot nach Brighton galt. Was sich jetzt begab, war durchaus nicht wunderbarer, aber bei uns konnte man sich nicht zu dem Glauben bringen, daß etwas, das England vorher nicht passirt, jemals passiren könnte. Wie unsere Nachbarn wurden wir klug, als es zu spät war.

Natürlich währte es nicht lange, und die Blätter bekamen Nachrichten. Selbst die mächtige Organisation, die zu arbeiten begonnen, konnte Specialcorrespondenten nicht ganz ausschließen, und in wenigen Tagen kamen, obwohl die Telegraphen und Eisenbahnen gehemmt waren, die Hauptthatfachen an's Licht. Auf alle Schiffe in jedem Hafen von der Ditssee bis nach Ostende war Beschlag gelegt. Die Flotten der beiden großen Mächte (Deutschland und Rußland, die der Verfasser sich verbündet denkt) waren in See gestochen und waren, wie man vermuthete, auf der großen nördlichen Rhede vereinigt, und Truppen wurden eilig an Bord der Dampfer gebracht, die in jenen Häfen zurückgehalten worden, und von denen die meisten britische Fahrzeuge waren. Es war klar, daß eine Invasion beabsichtigt wurde. Selbst da noch hätten wir uns retten können, wenn die Flotte bereit gewesen wäre. Die Forts, welche die feindliche Flotte bewachten, waren vielleicht für einen Angriff mit Schiffen zu stark; aber ein paar Panzerschiffe, gehandhabt, wie britische Seeleute sie zu gebrauchen wissen, hätte wohl einen Theil der Transport-

Schiffe zerstören oder beschädigen können, und so hätten wir durch Verzögerung der Expedition bekommen, was wir brauchten, nämlich Zeit. So aber war der beste Theil der Flotte nach den Dardanellen hinuntergeloct worden, und was von dem Kanalgeschwader übrig blieb, sah sich westlich von Irland nach fenischen Glibustiern um. So dauerte es zehn Tage, bevor die Flotte beisammen war, und nunmehr war es klar, daß die Vorbereitungen des Feindes zu weit vorgeschritten waren, um durch einen Handstreich aufgehalten zu werden. Nachrichten, welche vorzüglich durch Italien kamen, trafen langsam ein und waren meist oberflächlich und unsicher. Aber soviel war zu erkennen, daß wenigstens ein paarmal hunderttausend Mann eingeschifft oder bereit waren, an Bord der Schiffe zu gehen, und daß die Flotte von mehr Panzerschiffen beschützt war, als wir damals zur Action bringen konnten.

Vermuthlich war es die Unsicherheit in Betreff des Punktes, wo der Feind zu landen gedachte, und die Furcht, daß er uns vorbeigehen könnte, welche die Flotte mehrere Tage in den Downs verweilen ließ. Aber erst am Dienstag, vierzehn Tage nach der Kriegserklärung war es, daß sie die Ankerlichtete und nach der Nordsee fortdampfte. Natürlich habt ihr von dem Besuch der Königin gehört, den sie der Flotte am Tage vorher abstattete, und wie sie in ihrer Yacht bei den Schiffen herumsegelte und an Bord des Flaggenschiffes ging, um vom Admiral Abschied zu nehmen; wie sie ihm, von Nührung überwältigt, sagte, daß die Sicherheit des Vaterlandes seinen Händen übergeben sei. Ihr erinnert euch auch der Antwort des tapfern alten Officiers, und wie alle Maaen der Schiffe bemannt waren und wie lustig die Cheers der Theerjacksen erschallten, als Ihre Majestät abfuhr. Der Telegraph berichtete darüber natürlich nach London, und die heitere Stimmung der Flotte steckte die ganze Stadt an.

Ich war draußen an dem Bahnhof von Charing Croß, als der Extrazug der Königin von Dover ankam und nach dem Jauchzen und Hochrufen, welches sie begrüßte, als sie wegfuhr, hätte man glauben sollen, daß wir bereits einen großen Sieg gewonnen. Die Journale, welche eifrig für die während der Session ausgeführte Militärverminderung aufgetreten waren und während der letzten vierzehn Tage einen nervösen und verzweifelten Ton angeschlagen hatten, jubelten am nächsten Morgen. „Von panischem Schrecken ergriffene Leute,“ so sagten sie, „fragen jetzt: wo sind die Mittel, um der Invasion zu begegnen? Wir antworten, daß die Invasion gar nicht stattfinden wird. Eine britische Flotte, bemannt mit britischen Matrosen, deren Muth und Begeisterung sich in dem Volke unseres Vaterlandes wieder spiegeln, ist bereits auf dem Wege gegen den anmaßenden Feind. Der Ausgang eines Zusammenstoßes zwischen britischen Schiffen und denen irgend eines andern Landes unter irgend gleichen Verhältnissen kann durchaus nicht zweifelhaft sein. England erwartet mit ruhiger Zuversicht den Ausgang des bevorstehenden Treffens.“

So äußerte sich der Leitartikel, und so empfanden wir alle. Es war Dienstag, den 10. August, als die Flotte von den Downs absegelte. Sie nahm ein unterseeisches Telegraphentau mit, um es bei der Weiterfahrt zu legen, so daß eine ununterbrochene Verbindung erhalten blieb, und die Zeitungen alle paar Minuten in Extrablättern die neuesten Nachrichten veröffentlichten. Dieß war das erste Mal, daß Derartiges geschah, und die Sache wurde als gutes Omen angesehen. Ob es wahr ist, daß die Admiralität das Tau benutzte, um Gegenbefehle abzuschicken, welche dem Admiral das Commando aus den Händen nahmen, kann ich nicht sagen. Aber alles, was der Admiral dafür sandte, waren ein paar Botschaften der kürzesten Art,

welche weder die Admiralität, noch jemand anders benutzen konnte. Dieses Schiff sei zum Reconosciren abgegangen, jenes sei wieder zur Flotte gestoßen, die Flotte befinde sich auf der und der Breite. So ging es fort bis Donnerstag Morgen. Ich war gerade mit dem Zug in die Stadt gekommen und ging nach meinem Comptoir, als die Zeitungsjungen zu schreien anfangen: „Neues Extrablatt! Feindliche Flotte in Sicht!“ Ihr könnt euch die Scene in London denken. Das Geschäft ging an den Banken seinen Gang; denn die Wechsel wurden fällig, obwohl gewissermaßen unter unsern Augen die Unabhängigkeit des Landes ausgefochten werden sollte, und die Speculanten waren eifrig genug. Aber selbst bei den Leuten, welche ihr Vermögen machten oder verloren, überwältigte das Interesse an der Flotte alles Andere. Leute, welche gingen, um ihr Geld einzuzahlen oder einzuziehen, hielten an, um dem Cassirer das letzte Bulletin zu zeigen. Auf der Straße konnte man kaum fort vor Leuten, die stehen blieben, um die Zeitungen zu kaufen und zu lesen, während in jedem Hause die Leute ruhelos im Familienzimmer saßen, als ob sie einander Gesellschaft leisten wollten, und alle fünf Minuten jemand ausschickten, um das neueste Extrablatt zu holen. So wenigstens war es in unserm Geschäft, aber still zu sitzen war ebenso unmöglich als etwas zu thun, und die meisten von uns gingen hinaus und wanderten unter der Menge herum in einer Art Gefühl, daß sie auf diese Art eher etwas Neues erführen. So schlimm die Zeiten waren, die uns bevorstanden, ich glaube, die krankhafte Begier nach Gewißheit dieses Tages und der Schlag, welcher folgte, war schier das Schlimmste, was wir erlitten.

Es war etwa zehn Uhr, als der Admiral das Signal gab, die Schlachtordnung zu bilden, und bald nachher meldete der Telegraph, daß Befehl gegeben sei, auf den Feind loszugehen und das Gefecht zu beginnen. Um zwölf kam die Anzeige: „Flotte Feuer eröffnet, etwa drei Meilen leewärts von uns“ — das heißt, vom Schiffe mit dem Telegraphentau.

Bis dahin war Alles bloß Erwartung gewesen. Dann kam das erste Zeichen von Unglück. „Ein Panzerschiff in die Luft geflogen“ — „die feindlichen Torpedos richten großen Schaden an“ — „das Flaggenschiff hat bei dem Feinde angelegt“ — „das Flaggenschiff scheint zu sinken“ — „der Viceadmiral hat signalisirt“ — hier wurde der Telegraph still, und wie ihr wißt, hörten wir erst nach zwei Tagen Weiteres. Das einzige Panzerschiff, welches der Niederlage entgangen, dampfte nach Portsmouth herein.

Dann kam die ganze Geschichte heraus — wie unsre Seeleute, tapfer wie immer, versucht hatten, sich hart an den Feind zu machen, wie dieser das Gefecht Mann gegen Mann vermieden hatte und zur Seite gewichen war, indem er die verhängnißvollen Maschinen zurück ließ, die unsre Schiffe eins nach dem andern auf den Meeresgrund hinabsandten, wie dieß Alles das Werk weniger Minuten gewesen war. Die Regierung war, wie es scheint, vor dieser Erfindung gewarnt worden, aber für die Nation war dieser betäubende Schlag ein völlig unerwarteter.

Diesen Donnerstag mußte ich früh nach Hause wegen Exerciren mit dem Regiment. Aber es war unmöglich, zu bleiben und nichts zu thun. So ging ich, als das vorüber war, wieder in die Stadt, und als ich eine Weile auf Neuigkeiten gewartet, die durchaus nicht kommen wollten, und den Mitternachtzug versäumt hatte, begab ich mich heim. Es war eine heiße, schwüle Nacht, und ich kam erst gegen Sonnenaufgang an. Die ganze Stadt war tief still, die bange Ruhe vor dem Gewitter, und als ich mir mit dem Nachschlüssel öffnete und leise die Treppe zu meiner Stube hinaufschlich, um den schlafenden Hausstand nicht zu wecken, konnte ich nicht umhin, die Fried-

lichkeit des Morgens, wo kein anderer Ton als das Gezwitzchen der Vögel im Garten das Schweigen brach, mit der leidenschaftlichen Selbstanklage und Entrüstung zu vergleichen, die mit dem Tage losbrechen würde. Vielleicht waren die Bewohner der Zimmer so wach wie ich selbst. Aber das Haus in seiner Stille war ganz so, wie es gewöhnlich war, wenn ich allein von Vätern oder Gesellschaften in den glücklichen Tagen der Vergangenheit heimkehrte.

So müde ich war, konnte ich doch nicht schlafen, und so ging ich nach dem Flusse hinab und schwamm eine Weile. Bei der Rückkunft fand ich den Haushalt im Begriff, sich zu einem frühzeitigen Morgenmahl zu versammeln. Es war ein kummervoller Haushalt, obwohl die Last, die jeden drückte, theilweise nicht zu sehen war. Mein Vater, in Zweifeln, ob seine Firma den Tag noch aushalten würde, meine Mutter, deren Sorge um meinen Bruder, der jetzt mit seinem Regiment an der Küste stand, bereits ihren Schmerz über das Unglück des Vaterlandes überwog, war heruntergekommen, obwohl sie kaum im Stande war, ihre Stube zu verlassen. Meine Schwester Clara befand sich am Uebelsten; denn sie war nicht einmal fähig zu dem Versuch, ihr besonderes Interesse an der Flotte zu verbergen, und obwohl wir alle errathen hatten, daß ihr Herz dem jungen Leutnant auf dem Flaggenschiffe gehörte — dem ersten, welches untergegangen war — konnte sie ihre unerwiederte Liebe doch nicht aussprechen, und wir konnten ebensowenig unser Mitgefühl für das arme Mädchen äußern. Dieses Frühstück, das letzte Mahl, welches wir zusammen genossen, war bald beendet, und mein Vater und ich gingen mit einem Frühzuge nach der Stadt und kamen dort gerade an, als die verhängnißvolle Anzeige von dem Verluste der Flotte von Portsmouth telegraphirt wurde.

Berliner Briefe.

Berlin, den 19. Mai 1871.

Wessen das Herz voll ist, des fließt der Mund über, und wovon heute die ganze Stadt spricht, das darf ich als gewissenhafter Chronist nicht ignoriren, wenn es auch nicht so recht in meine sonstige Sphäre der Berichterstattung gehören mag. Besorgen Sie nicht, daß ich von den Peripetien des Giftmordprocesses der Wittwe Böllert und ihrer Freisprechung zu erzählen beginnen werde, mich lockt zunächst ein edler Wild.

In der vorgestrigen Reichstags-sitzung zeigte sich die erste oppositionelle Sturmfluth der liberalen Mehrheit gegenüber dem Bundesrathe, dessen preussischen Vertretern mindestens doch sonst gern und willig das Ohr dieser Majorität gehörte. Die Fluth mit ihrem Brausen und Branden war um so bemerkenswerther, als sich ihr der sonst so vorsichtig-praktische Präsident Delbrück allein entgegenstemmte und die Wellen rings um sich spülen und schäumen ließ, ein einsamer Fels im Meere, seiner Stärke sich wohlbewußt. Bei den Lesern der Grenzboten darf man die Kenntniß der Vorgänge voraussetzen. Zwei Hamburger Postsecretäre, welche um Gehaltszulage petitionirt hatten, waren, der Eine nach der Strafcolonie Ostpreußen, der andere in ein entlegenes Städtchen am Rhein versetzt, oder wie die anklagenden Abgeordneten Banks und Genossen sagten, „strafversetzt“ worden. Nun aber geschah das Komische: diese Staatsanwälte der öffentlichen Meinung formulirten ihre Fragen und Beschwerden auf das Ungeschickteste, so daß die in Schutz ge-